

dtv

Vier Schriftsteller verbringen auf Einladung eines kauzigen Mäzens ein paar Monate in einem Motel in der Wüste von Arizona, um ungestört an neuen Projekten zu arbeiten. Doch zwischen Kakteen, Sand und ewig blauem Himmel erlahmt die Schaffenskraft der Autoren schnell, Schreibblockaden plagen sie, und Frustration macht sich breit. Inneren Katastrophen folgen äußere: Ein Sekretär veruntreut das Stiftungsvermögen, zwei Exsträflinge verschanzen sich im Motel, und der Mäzen verunglückt. Inmitten des Chaos sorgen drei Menschen dafür, dass die Welt nicht völlig aus den Fugen gerät: ein aufgeweckter kleiner Junge mit seiner Videokamera, eine unerschütterliche Köchin und das Faktotum der Stiftung, der ehemalige Radiotechniker Luca, der in der Wüste gestrandet ist.

Mitreißend, pointiert und witzig erzählt Rolf Lappert von verschrobenen und liebenswerten Zeitgenossen, die sich gegen ihr Verlorensein zur Wehr setzen.

Rolf Lappert, geboren 1958 in Zürich, absolvierte eine Ausbildung zum Grafiker, bevor er sich entschloss, Schriftsteller zu werden. In den Achtzigerjahren unterbrach er für längere Zeit das Schreiben, gründete mit einem Freund einen Jazzclub und reiste kreuz und quer durch Amerika. Zwischen 1996 und 2004 arbeitete er als Drehbuchautor, u. a. für eine Serie im Schweizer Fernsehen. Sein dritter Roman, ›Nach Hause schwimmen‹, wurde 2008 mit dem Schweizer Buchpreis ausgezeichnet. Rolf Lappert lebt in Listowel, County Kerry, Irland.

Rolf Lappert

Der Himmel
der perfekten Poeten

Roman

Deutscher Taschenbuch Verlag

Von Rolf Lappert
sind im Deutschen Taschenbuch Verlag erschienen:
Die Gesänge der Verlierer (13813)
Nach Hause schwimmen (13830)

**Ausführliche Informationen über
unsere Autoren und Bücher
finden Sie auf unserer Website
www.dtv.de**

Ungekürzte, vom Autor neu durchgesehene Ausgabe
2010
Deutscher Taschenbuch Verlag GmbH & Co. KG,
München
Lizenzausgabe mit freundlicher Genehmigung
des Carl Hanser Verlag
© 1994 Verlag Nagel & Kimche AG, Zürich/Frauenfeld
Umschlagkonzept: Balk & Brumshagen
Umschlagbild: Wim Wenders, Berlin/
Verlag der Autoren, D-Frankfurt am Main
Gesamtherstellung: Druckerei C. H. Beck, Nördlingen
Gedruckt auf säurefreiem, chlorfrei gebleichtem Papier
Printed in Germany · ISBN 978-3-423-13935-9

Meinen Eltern gewidmet.
(Das ist nun der Dank)

Prolog

Ergibt sich für einen die Möglichkeit, mehrere Wochen, ja gar Monate in dieser Wüste zu verbringen, so ist man aufgefordert, sich hinzugeben den Gefühlen von Gelassenheit und Schwermut, welche diese Landschaft im empfänglichen Menschen hervorzurufen vermag. Offen und dankbar sollte gerade der Dichter dieser vermeintlich unbeseelten Weite begegnen und, gerüstet mit Sprache, ihre Herausforderung annehmen. Eine Ruhe wird sich seiner sanft bemächtigen, und ein nie zuvor gesehener, ja geahnter Himmel wird sein Licht ergießen bis ins kalte Mark, bis hinunter in den Abgrund der dämmernden Seele.

Ein Mann, der in diesem Land gelebt und gearbeitet hat, der hochverehrte Poet Carl Sandburg, rief in einem seiner Werke aus: »Oh prairie mother, I am one of your boys!« Und so möchte auch ich einstimmen in diese von Ergriffenheit und Leidenschaft getragene Botschaft und kundtun: »Oh desert mother, I am one of your boys!«

Benedetto Russolos Eintrag ins Gästebuch der Stiftung datiert vom 22. September 1987

»Fick dich ins Knie, Russolo!«

Anonymer Eintrag ins Gästebuch der Stiftung, Datum unbestimmt

Erster Teil

Heaven is a place
a place where nothing
nothing ever happens

Simply Red

Al kümmerte sich nicht um das Licht, es war ihm egal. Er kam durch die schmale Gasse zwischen den beiden Bungalows und ging langsam über den Platz in Richtung Haus. Wäre eine Kassette in der Videokamera gewesen, die aus Al's Kopf ragte wie eine futuristische Prothese, man hätte beim Betrachten der Aufnahmen eine Sonnenbrille tragen müssen. Den kleinen Al scherten weder Überbelichtung noch Gegenlicht, er wollte einfach mit diesem Ding vor dem Auge in der Gegend rumlaufen. Viel zu filmen gab es hier sowieso nicht: das große Steinhaus mit Anbau und fünf Bungalows aus weiß gestrichenem Holz in einem flachen Stück Land, ein ehemaliges Motel, drei Meilen von der Straße entfernt.

Luca Varese lehnte im Türrahmen seiner Hütte und sah Al nach, der vorsichtig einen Fuß vor den anderen setzte. Wenn einer ihn fragte, wo er wohne, antwortete Luca: »Draußen in der Wüste«, und noch immer klang der Satz für ihn so ungewöhnlich, als hörte er ihn in einem Film. Seit einem halben Jahr fragte ihn sowieso niemand mehr, weil im Kaff vorne jeder Bescheid wusste. Verirrte sich alle paar Wochen mal ein Fremder zu ihnen, erzählte Luca ihm, das hier wäre ein Altersheim oder Sanatorium. Und obwohl das ehemalige Motel-Schild, ein ramponierter Neonschriftzug auf einem vier Meter hohen Holzgerüst, noch immer vorne bei der Einfahrt stand, glaubten sie ihm, stiegen in ihren Wagen und fuhren weiter.

Jetzt änderte Al die Richtung, machte vor dem Haus kehrt und einen letzten großen Schwenk mit der Kamera über den

Platz, steuerte auf Gianninis Bungalow zu und verschwand dahinter. Leonardo Desiderio Giannini konnte jeden Tag stundenlang im Schatten seiner Veranda hocken und ein Blatt Papier zum Himmel machen, für den er das gleißende Gestirn immer wieder mit Worten neu erfand. Am Tag zuvor hatte er die Sonne den Ausguss eines kosmischen Hochofens genannt, und Luca Varese hatte genickt zu dieser Metapher. Luca brachte dem alten Dichter dreimal am Tag einen Behälter mit Eis, und immer war der gelbliche, unlinierte Bogen auf Gianninis Knien am Morgen und am Nachmittag leer und erst am Abend, bei Lucas letztem Gang, mit ein paar Zeilen beschrieben. Giannini badete seine Füße in Eiswasser, er legte sich kalte Wickel in den Nacken, er rieb sich mit den rasch schmelzenden Würfeln über die Schläfen und zerbiss das Eis mit seinen gelben Zähnen.

Al tauchte nicht mehr auf; vermutlich stand er jetzt bis zu den Knien im lauen Wasser des Swimming-Pools und richtete sein elektronisches Auge auf die Blätter, toten Käfer und die Papierschnipsel, die von Lardellis Bungalow herüberwehten.

Umberto Lardelli, der am Tag seiner Ankunft ganz offensichtlich nicht gewusst hatte, ob er lachen oder einen Wutanfall bekommen sollte, verbrachte seine Zeit mit trotzigem Schreiben. Fast alles, was er sich abrang, zerfetzte er, kaum dass er es zu Papier gebracht hatte, und ließ es ein wenig schneien in der Wüste. Am Abend, wenn es kühler wurde, setzte er sich in die Bibliothek, betrank sich mit Bier und redete von seiner Abreise, die er für den jeweils folgenden Tag plante. Dann blieb er doch, tobte ein bisschen herum, schwitzte Wut und üble Sätze, und seine weißen, mit roter Tinte beschriebenen Flocken sprenkelten den Sand. Lardelli hatte sich das alles ganz anders vorgestellt. Er fühlte sich als Opfer, hergelockt von vorgespiegelten Tatsachen und irgend-

wie betrogen. Eigentlich blieb er nur, um nicht vor Ablauf der drei Monate in Mailand aufzutauchen, wo er die dummen Fragen seiner Freunde hätte beantworten müssen. Außerdem kostete ihn der Aufenthalt nichts, selbst das Bier, das er literweise in sich reingoss, bezahlte er mit seiner bloßen Anwesenheit. Lardelli bezeichnete sich als potenziell bedeutenden Schriftsteller, was heißen sollte, dass er überzeugt davon war, irgendwann einen großen Roman zu schreiben. Für seine Schreibblockade machte er die ihn umgebende Ödnis verantwortlich und meinte damit nicht nur die Wüste. Seit auch noch die Espressomaschine in der Lobby kaputt war und die Ersatzteile auf sich warten ließen, vermutete er Kräfte am Werk, die seine Arbeit sabotierten. Im Suff redete er von einem Fluch, der über der Wüste, ja über diesem ganzen kulturlosen Land liege. Vor ein paar Tagen hatte er sich geweigert, weiterhin *Miller*-Bier zu trinken, und stattdessen nach europäischen Exportmarken verlangt. Sein Eau de Toilette von Armani benutzte er wie Weihwasser, und das AC-Mailand-Leibchen, das er ursprünglich mitgenommen hatte, um es bei Gelegenheit zu verschenken, trug er jetzt selber, als sei es ein Kettenhemd gegen die Pfeile von Unbill und Pein. Lardelli hatte zweifellos den heftigsten Wüstenkoller seit Giacomo Carrieri, der damals mit einer Postkarte von Rom und einem Kissen in die flirrende Menschenleere gestolpert und erst nach zwei Tagen gefunden worden war.

In Bungalow Nummer Eins, der dem Lardellis gegenüber lag, wohnte Francesco Bozzetto, der alles Amerikanische liebte und sich gerne Frank statt Francesco nennen ließ. Die meiste Zeit des Tages verbrachte er in dem kleinen Lokal vorne im Ort, saß an seinem Tisch mit Blick auf die kaum befahrene Straße und schrieb farbige, linierte Hefte voll. In Italien war Bozzetto ein Niemand, den außer den Verwandten und ein paar Freunden kaum einer kannte. Seine Bücher, mittlerweile

ein halbes Dutzend Titel, druckte sein Schwager in Bergamo, und Bozzetto schickte sie an Zeitungen, Radiostationen und sogar als Geschenke an Bibliotheken. Eigentlich hätte der sizilianische Lyriker Giuseppe Mancini nach Arizona fliegen sollen. Der war aber angeblich krank geworden, worauf die Stiftung in aller Eile Ersatz besorgen musste. So kurzfristig für drei Monate verreisen konnte nur Bozzetto, der in Seregno in der Nähe von Monza zusammen mit seiner Schwester eine Zoohandlung führte. Als Bozzetto in der Halle des Flughafens von Rom erschienen und zu den übrigen Gästen der Stiftung getreten war, um sich ihnen vorzustellen, hatte das bei Lardelli den ersten, nur mäßig unterdrückten Anfall ausgelöst.

Aus Cesare Ferras Bungalow, der etwa fünfzehn Schritte von Lucas Unterkunft entfernt lag, drang Fernsehlärm. Ferra, ein sechszwanzigjähriger Anwaltssohn aus Florenz, hatte vor zwei Jahren einen beachtlichen Erfolg mit einem halb dokumentarischen Roman über Jugendbanden erzielt, dessen wohltemperierte Mischung aus Gewalt, Sex und Sozialkritik allen Beteiligten gute Gewinne brachte.

Jetzt hockte der arme Kerl an seinem Schreibtisch und kaute sich die Fingernägel runter bis aufs Blut, weil ihm für ein zweites Buch der Stoff fehlte. Wenn er den Anblick des leeren Blattes Papier, das aus der Maschine hing wie die Zunge eines Spötters, nicht mehr ertragen konnte, schlich er in seinen Gummischlappen, den knapp über den Knien abgetrennten Jeans und dem Guns-N'-Roses-T-Shirt hinüber zum Haupthaus, um sich eine Dose Cola, einen Bleistift, den »Corriere della Sera« oder weiß der Henker was zu holen. War das dezente Rattern der Schreibmaschine doch einmal zu hören, tippte er einen Brief an seine Freundin, den Luca später nach Phoenix zur Post bringen würde. Nur einen Einzigen davon zu lesen wäre dem Boten eine Zwölferpackung Bier wert gewesen.

Es wurde Zeit für Luca, die Kühlschränke in der Küche und der Bibliothek aufzufüllen, bevor der Alte seinen Mittags-schlaf hielt und Ruhe wollte im Haus. Das dritte Exemplar, das in der Lobby stand und immer als Erstes leer geräumt war, hatte Luca wie üblich bereits in der vergangenen Nacht mit neuen Getränken bestückt. Er schlüpfte in das ärmellose Hemd, dem vorne alle Knöpfe fehlten, setzte die Schirmmütze der *Washington Redskins* auf und ging über den staubigen Platz zum Haupthaus. Das große, weiß gestrichene Steingebäude warf um diese Tageszeit kaum eine Handbreit Schatten, und Luca beeilte sich, um aus dem verschwommenen Bild, das die Hitze draußen produzierte, in die abgeschottete Kühle der Vorhalle zu gelangen. Hier, wo früher der Empfang des Motels gewesen war, standen jetzt die schweren Sessel aus braunem Rindsleder, der Billardtisch, der Großbildfernseher, der Kühlschrank und das Kopiergerät.

Noch keine fünf Monate zuvor war in diesem Raum und der Bibliothek ein Empfang gegeben worden, an dem der stellvertretende Kulturminister Marenzoni und eine Handvoll literaturinteressierter Exil-Italiener teilgenommen hatten. Paolo Vanzetti war gekommen, um aus seinem neuen Manuskript zu lesen, und die quellbrüstige Frau des Ministers hatte einige Bauernlieder aus der Toskana zum Besten gegeben, am Flügel begleitet von einem jungen Professor für Kunstgeschichte aus Neapel, der an der University of California in Los Angeles lehrte. Drei, vier Journalisten waren der Einladung gefolgt, und zwei Typen eines italienischen Privat-senders hatten Aufnahmen für das Kulturmagazin gedreht. Damals musste Luca noch die weiße Kellneruniform tragen, die der Alte für ihn bei einem italienischen Schneider in

Tucson hatte anfertigen lassen. Der Professor für Kunstgeschichte wäre in jener Nacht vermutlich in der mit Erbrochenem gefüllten Kloschüssel ertrunken, hätte Luca ihn nicht, unbemerkt von den übrigen Gästen, nach draußen unter den sternenklaren Himmel geschafft.

»Was bist'n du, 'n verdammter Engel?«, hatte der Professor Luca gefragt und nach der Brille getastet, die vor seine Füße in den Sand gefallen war.

»Erraten«, hatte Luca geantwortet. Er schwitzte, und das Knirschen der Brillengläser unter seinen Schuhen klang wie Packeis, das am anderen Ende der Welt gegeneinanderrieb.

Inzwischen stand der Flügel im Vorratsraum, wo sich im Wechsel der heißen Tage und kalten Nächte sein Holz unter dem Bettlaken, das ihn vor Staub schützen sollte, für alle Zeiten verzog. Und der letzte erwähnenswerte Gast, der die Stiftung besucht hatte, war ein Sekretär der italienischen Botschaft in New York gewesen, der den weiten Weg von seinem Ferienort Las Vegas herübergekommen war und die Reise wohl spätestens dann bereut hatte, als Luca ihn mit der Harley vom Flughafen in Phoenix abholte. Der schwarze Lincoln Continental stand gerade mit Getriebeschaden in der Werkstatt, und der Toyota Geländewagen wartete auf eine neue Wasserpumpe, deren Lieferung sich so verzögerte, dass das Teil in Lucas Vorstellung in Tokio handgefertigt und per Dschunke über den Pazifik nach Amerika gebracht wurde.

»Ist das Drachenboot schon gelandet?«, hatte Al ihn damals täglich gefragt, und Luca hatte geantwortet: »Noch nicht, wurde vermutlich von Piraten aufgehalten.«

Für solche Scherze hatte der Botschaftssekretär keinen Sinn gehabt, und nach einer beklemmenden Nacht, in deren Verlauf er Zeuge eines Handgemenges zwischen Lardelli und Ferra geworden war, die sich um den letzten Becher mit

italienischem Pistazien-Eis stritten, holte ihn eine telefonisch in Phoenix geordnete Limousine ab und schaukelte ihn zurück in die richtige Welt.

Im Vorratsraum stellte Luca zwei Kisten mit verschiedenen Getränken zusammen und trug sie in die Bibliothek. Die beiden Ventilatoren an der Decke liefen auf unterster Stufe, und das Geräusch, das ihre Holzrotoren erzeugten, war leiser als das Rauschen des Blutes im Ohr. Um die Temperatur für die Nachmittagsstunden etwas herunterzukühlen, schaltete Luca die Klimaanlage ein, deren Anlaufphase von einem scheppernden Surren begleitet wurde, das die Stille für eine Weile unterbrach.

Nachdem er den Kühlschrank aufgefüllt hatte, trug er die restlichen Flaschen und Dosen in die Küche, um sie in dem Zweieinhalbmeterkasten von General Electric zu verstauen. Das Gerät erhob sich vor der weiß gekachelten Wand wie ein Sarkophag des Raumfahrtzeitalters, und öffnete man ihn, fiel einem sein gelbliches Licht als kalter Schauer über den Körper. Luca stieß die schwere Tür mit dem Fuß zu und ließ die beiden leeren Kisten über den Steinboden schlittern. Die Erste rutschte knapp an Thelmas braunen Schuhen vorbei, die Zweite rammte ihren Knöchel, als sie, einen Eimer mit Gemüse gegen die flache Brust gedrückt, aus dem dunklen Vorratsraum trat.

»Mister Beltrametti schläft«, sagte die Haushälterin nur und machte einen Bogen um die Kisten, ohne einen Blick nach unten zu werfen. Thelma Erikson war, abgesehen vielleicht von Giannini, der einzige Mensch hier, der Emilio Beltrametti, den Gründer der Stiftung und Besitzer des ehemaligen Motels, bei seinem Nachnamen nannte, auch wenn er nicht anwesend war.

»Tut mir leid«, sagte Luca und bückte sich nach den

Kisten, um sie in den Vorratsraum zu tragen. »Haben Sie den Zettel?«

Als er zurückkam, lag das Blatt Papier auseinandergefaltet auf dem Arbeitstisch neben dem vierschlitzen, verchromten Toaster, der einem öffentlichen Briefkasten in Metropolis ähnlich sah. Luca nahm sich einen Apfel aus einer Tonschale, setzte sich hin und las: 17 00 SIGNORE LARDELLI. 1 BOTTIGLIA DI BAROLO, FORMAGGIO, FRUTTI. 18 00 LUCA. 20 00 SE. »SE« stand für Signora Erikson und bedeutete, dass die Haushälterin um acht Uhr ein letztes Mal bei Beltrametti vorbeischaumen musste, bevor er sich schlafen legte.

»Heute ist doch Ferra an der Reihe«, sagte Luca mehr zu sich selber als zu Thelma, die nicht gerade ein Ausbund an Gesprächigkeit war. »Lardelli wäre erst das nächste Mal dran.«

»Das ist der Zettel«, meinte Thelma und ließ Kartoffeln ins Spülbecken rumpeln.

Luca nickte, mit dem Computerbogen wedelnd, auf dem der Tagesbefehl des Alten ausgedruckt war. »Das ist der Zettel«, wiederholte er.

Nach einer Weile faltete er das Papier zusammen, steckte es in die Hemdtasche und erhob sich. Thelma ließ Wasser ins Becken laufen und griff sich ein Messer aus der Schublade. Luca tat so, als suchte er ein Werkzeug in einem der Schränke an der Wand, warf in Wahrheit jedoch verstohlene Blicke auf Thelma, die ihm das Profil zugewandt hatte und jetzt damit begann, das Gemüse zu putzen. Vom ersten Tag an war er fasziniert gewesen von der höchst unattraktiven Erscheinung Thelmas, die der unsensible Betrachter nach einem flüchtigen Augenschein als hässlich bezeichnet hätte. Bei Luca hingegen war es wie ein Zwang; wann immer er in Thelmas Nähe war, glitten seine Blicke über diesen kleinen, unscheinbaren Körper, seine Makel und misslungenen Proportionen,

um schließlich einige Male über das Gesicht zu huschen, bis Thelma den Kopf drehte oder aufschaute und Luca rasch den Blick abwenden musste, wollte er nicht in die graublauen Pupillen sehen, die in den Höhlen trieben wie zwei unbewohnte Planeten.

Al war Thelmas zehnjähriger Sohn, dessen Vater die beiden schon vor Jahren verlassen hatte. Manchmal versuchte Luca sich vorzustellen, wie dieser Mann mit Thelma geschlafen hatte und was das für ein trauriges Bild gewesen sein musste. Al hatte ihm ein Foto von dem Mann gezeigt: ein großer, magerer Kerl mit einem schiefen Lächeln vor einem polierten, schwarzen Packard. Luca schämte sich seiner Gedanken und der Tatsache, dass er für Thelma kaum etwas anderes als Mitleid empfand. Er fragte sich, ob die Frau bemerkt hatte, dass er sie heimlich anstarrte, und ob sie wohl wusste, weshalb er es tat. Vielleicht war es ihr ja egal, vielleicht litt sie aber auch darunter, von Leuten ihrer Hässlichkeit wegen begafft zu werden. Was war, wenn sie sich schämte für ihr Aussehen, an dem sie nichts ändern konnte?

Luca wurde wie gewohnt unwohl bei diesen Überlegungen, und er nahm irgendeinen Schraubenzieher aus einem Fach, sagte: »Bye, Thelma«, und verließ hastig den Raum.

In der Lobby legte er einen Stapel Blätter in das Nachfüllfach des Kopierers, wischte mit einem Staubtuch über den Monitor des Fernsehers, klaubte ein paar Krümel vom grünen Filz des Billardtisches. Danach rückte er die Ledersessel zurecht und ging hinüber in die Bibliothek, wo er den Regler der Klimaanlage auf die erste Position zurückdrehte. Einige Zeitungen und Illustrierte mussten noch in einem Regal verstaut, Tische abgewischt und Aschenbecher geleert werden, dann waren die Aufgaben im Haus fürs Erste erledigt, und Luca konnte sich in seiner Unterkunft eine Weile hinlegen, bevor es Zeit für die Vorbereitungen zum Mittagessen wurde.

Seinen Bungalow, der nicht größer war als ein geräumiges Hotelzimmer, hatte Luca kaum mit persönlichen Dingen wohnlich zu machen versucht; über dem breiten Bett hing die großformatige Reproduktion einer Schwarz-Weiß-Fotografie von Henri Cartier-Bresson, die eine alte, in die amerikanische Flagge gehüllte Indianerin zeigte, darunter waren ein paar Postkarten und Polaroidfotos an die Wand gepinnt. Auf der Kommode reihten sich vielleicht fünfzehn Bücher, zerfledderte Paperback-Ausgaben von Stephen King, John Steinbeck und Tom Wolfe neben Gedichtbänden von William Butler Yeats und Robert Frost, die Luca in einem Antiquariat in San Francisco gefunden hatte. Etwas abseits standen ein Wörterbuch Italienisch-Englisch, ein Reiseführer für Kalifornien und ein paar Bände mit Cartoons von Gary Larson. In einer Ecke lehnte ein Baseballschläger, Kleidungsstücke hingen an Haken von der Decke, und auf einem Regal lagen Dinge wie Taschenmesser, Schreibzeug und Sonnenbrille.

3

Luca war vor fast genau einem Jahr als Tontechniker mit der Equipe eines italienischen Rundfunksenders nach Arizona gekommen, wo das Team für das Ressort Literatur eine Sendung über Beltramettis Stiftung, die FOUNDATION FOR ITALIAN LITERATURE AND POETRY ARIZONA, produzierte. Mit von der Partie waren der Kulturredakteur Mario Bodoni sowie die Produzentin Laura Lafranca. Zu Beginn war alles bestens gelaufen, das Material nach vier Tagen auf Band, und die Stimmung entsprechend gut. In Los Angeles dann, von wo aus die drei zurück nach Rom hätten fliegen sollen, wollte